

Aus der Werdezeit von Hermann v. d. Goltz

Studentenbriefe aus Erlangen — Berlin — Tübingen — Bonn,
1853 bis 1857

Mitgeteilt von Eduard Freiherr von der Goltz, Greifswald

Es hat einen besonderen Reiz, das Werden einer Persönlichkeit vor dem geistigen Auge wieder erstehen zu lassen, die später im Leben an hervorragender Stelle gestanden und auf unsere kirchlichen Verhältnisse in Deutschland, insbesondere in Preußen, einen bedeutsamen Einfluß ausgeübt hat. Nicht immer stehen uns dazu die Quellen so reichlich zu Gebote, wie bei Hermann von der Goltz. Es sind uns die Briefe an seine Eltern von 1853 bis 1870 in reicher Vollständigkeit erhalten, für die Studentenjahre ergänzt durch einen sehr ausführlichen Briefwechsel mit seiner Jugendfreundin Anna Müller, der früh verstorbenen Tochter eines Pfarrers in Monzingen, der er sein ganzes inneres und äußeres Leben mitteilt. In besseren Zeiten hätte es sich gelohnt, diesen reizvollen Briefwechsel vollständig herauszugeben. Jetzt muß man sich begnügen, das Wichtigste daraus mitzuteilen. Dies soll zunächst für die Studentenjahre von 1853 bis 1857 geschehen.

Hermann Freiherr von der Goltz war am 17. März 1835 in Düsseldorf geboren als Sohn des damaligen Rittmeisters Alexander Freiherr von der Goltz und seiner Ehefrau Marie geb. Goebel. Der Vater war dann bald nach Koblenz zum Generalkommando versetzt worden, und dort hatte H. seine fröhliche Kinder- und Schülerzeit verlebt. Sein Vater, der Verfasser einer ausführlichen Biographie des württembergischen Theologen Thomas Wizenmann, des Freundes von Fr. H. Jakobi, war in seiner Jugend in den Berliner Erweckungskreisen zu einem sehr lebendigen Christentum geführt worden¹. Die Mutter, eine Schwester des bekannten Darstellers der Geschichte des christlichen Lebens in Rheinland und Westfalen, Max Goebel, entstammte einem reformierten Hause und

1) In den jüngst erschienenen „Studien zur Erweckungsbewegung in Berlin“ (1810—1830) (Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte 19, 1924, S. 5—77) hat Walter Wendland auch Al. v. d. Goltz' diesbezügliche Aufzeichnungen benutzt.

stand dem Menkenschon Kreise nahe. So war sein Elternhaus ganz getragen von dem Geist der „Erweckung“. Die altpreußischen Traditionen der Familie, verbunden mit dem sehr regen geistigen Interesse des Vaters, der sich viel mit Goethe, Herder, Lavater, Jakobi, auch mit Lessing beschäftigt hatte, bewahrten ihn vor jeder geistigen Enge.

1. Erlangen (Herbst 1853 bis Ostern 1855).

So bezog der Sohn, offen für alle geistigen Bewegungen seiner Zeit, wurzelnd in dem „biblischen“ Christentum des Elternhauses, im Herbst 1853 zusammen mit seinem Bruder Theodor (dem nachherigen Professor der Landwirtschaftswissenschaft) die Universität Erlangen, um Theologie zu studieren. Diese für einen altpreußischen Adligen damals außergewöhnliche Berufswahl war bei ihm durchaus innerlich begründet, nicht nur durch den christlichen Geist des Elternhauses, sondern auch durch die eigene innere Entwicklung, begünstigt durch ein eifriges Studium der Schriften Herders in den Primanerjahren. In Erlangen war der älteste Bruder seiner Mutter, Karl Goebel, reformierter Pfarrer, verheiratet mit Sophie Krafft, der Tochter des Pfarrers Krafft, dem so viele bayrische Theologen die Neuerweckung ihres christlichen Lebens verdankten, wie uns das Gottfried Thomasius geschildert hat.

An diesem Hause hatte das Brüderpaar Goltz in den ersten Semestern in Erlangen seinen festen Anhaltspunkt. Hermann konnte hier seine Neigung, mit Kindern zu spielen und sie zu necken, in der großen Schar kleiner Vettern und Cousinen nach Lust pflegen, fand aber auch durch die Predigten des Onkels und durch dessen theologische Schriften reiche innere Anregung. Selbst im Rheinland ganz im „unierten“ Geiste aufgewachsen, fand er durch Karl Goebel auch das Gegengewicht gegen den lutherisch-konfessionellen Einfluß, den die Erlanger theologische Fakultät ausübte. Durch den Onkel wurde er auch sehr bald in den „Wingolf“ eingeführt, in dem sich damals überwiegend norddeutsche Elemente sammelten, während die süddeutschen zur Uttenruthia neigten.

Schon in den ersten vierzehn Tagen für den Wingolf gewonnen, wurde er ein begeisterter christlicher Verbindungsstudent. Die Studentenfahrt zum Wingolfsfest auf der Wartburg wurde ihm zu einem Höhepunkt seines ganzen Studentenlebens. Er weiß das Er-

eignis nicht begeistert und ausführlich genug in seinen Briefen zu erzählen. Tholuck hielt die Festrede, und die Mischung heiterster Studentenlust mit tiefinnerlich empfundenem christlichem Ernst machte auch den Eltern Freude, die nicht ohne eine gewisse Besorgnis dem Aktivwerden in einer farbentragenden Studentenverbindung ihre Zustimmung gegeben hatten. Hier im Wingolf gewann er auch, freilich erst im dritten Semester, den ersten näheren Freund, den späteren Professor für altes Testament, August Köhler. Er schildert ihn als eine sehr gediegene, ernste Persönlichkeit von stattlicher Figur, blondgelocktem Haar, blitzenden braunen Augen, mit ernstesten entschiedenen Zügen, einer tiefen, markierten Stimme. Äußerlich bleibe er sich fast immer gleich, fasse aber alles, was man ins Gespräch bringt, mit Lebendigkeit und Eingehen auf und besitze bei großer Verschlossenheit doch ein tiefes und reiches Gemütsleben, so sehr er auch im Umgang den Eindruck eines Verstandesmenschen mache. Er besitze nicht nur reiche Kenntnisse, sondern auch eine reiche Fülle von Ideen, die er leicht auszudrücken verstehe. — Mit allen Verbindungsbrüdern pflegte G. gute Kameradschaft, ist auch vielen später im Leben ein treuer Freund geblieben, z. B. Karl Frankh, dem späteren Danziger Konsistorialrat. Aber eine tiefere Freundschaft verband ihn nur mit August Köhler. Außerhalb des theologischen Kreises verkehrte er noch im Hause des Generals von Parseval.

In den Professorenhäusern hatte er den üblichen Studentenverkehr. Nur der Familie des Professors Herzog, der damals von Basel nach Erlangen kam, trat er persönlich näher. Besonders gern ging er zu den Studentenabenden bei Hofmann, der freilich in seinem Hause niemals über das Fach redete, und dessen lebhaft und lebenslustige Frau stets die Gesellschaft unterhielt. Einzelne Abende war er auch bei Franz Delitzsch, der aber, schwerfällig und schüchtern, es wenig verstanden habe, mit jungen Leuten umzugehen. Bei Theodosius Harnack war viel vom „Luthertum“ im Gegensatz zur Union die Rede, was den jungen Rheinländer nicht sehr anzog. Frau Harnack charakterisiert er als außerordentlich geistreich und lebhaft, nennt sie aber einen „Blaustrumpf“, die sich mehr, als der Frau anstehe, an den theologischen Gesprächen beteilige. Zu Thomasius, den er zuweilen gern predigen hörte — meist ging er zu Goebel —, kam er nicht ins Haus.

Seine Vorlesungen kamen für den Fuxen noch nicht in Betracht. Schmid's Wingolfitenabende gaben ihm nicht besonders viel. Überhaupt klagt er seinen Eltern:

„Die Professoren in Erlangen, insbesondere auch Hofmann, haben alle nicht die Gewandtheit und Lebhaftigkeit des Umgangs mit jungen Leuten. Es liegt etwas Steifes und Hochmütiges in ihrer Art, und sie verstehen es nicht, sich der Jugend nach der geselligen Richtung anzunehmen.“

Um so anregender und fruchtbarer wäre aber ihre wissenschaftliche Einwirkung in den Vorlesungen. Das neuerwachte evangelische Bewußtsein hatte die Form der geschichtlichen Selbstbesinnung auf die Lehreigentümlichkeit der lutherischen Kirche angenommen.

Dieses „Neuluthertum“ wurde in seinem feindlich gegen die Union gerichteten Sinn am schärfsten von Th. Harnack vertreten, und das war dem rheinisch-pietistisch erzogenen Studenten eine sehr befremdende, manchmal sogar abstoßende Erscheinung. Der Goebelsche reformierte Einfluß wirkte auch stark im Gegensatz dazu, und besonders befremdete ihn das polemische Urteil gegen Schleiermacher, Wichern, K. J. Nitzsch u. a., die in seinem Elternhaus immer mit Verehrung genannt worden waren.

Mit um so rückhaltloserer Begeisterung schloß er sich an Hofmann an, bei dem diese spezifisch lutherisch-konfessionellen Momente weniger hervortraten. Dieser erschien der damaligen theologischen Jugend nicht nur als der geistvolle Führer im Labyrinth der Bibel, sondern als der fortschrittliche Forscher, der sie bei aller Freiheit geschichtlicher Betrachtung doch von dem kritischen, wie es schien, glaubengefährdenden Druck der Tübinger Schule befreite. Es ist denn auch in diesen Studentenbriefen von wunderbarem Reiz, zu beobachten, wie Hofmanns Gesamtanschauung dem jungen, ganz biblizistisch erzogenen Theologen nach und nach aufgeht, zuerst „wie ein herrliches Schloß mit geheimnisvollen Räumen und märchenhaften Schätzen, dann wie eine helle, lichte Halle, in deren Mitte der Heiland steht, um mit seinem Licht hineinzuleuchten in die älteste Vorgeschichte der Menschheit und bis in ihre fernste Zukunftsentwicklung“. So trat von der Goltz „die Heilsgeschichte“ entgegen, als er schon im ersten Semester mit einer für den achtzehnjährigen erfreulichen Aufgeschlossenheit „Biblische Theologie“ hörte, in der Hofmann Neues und Altes Testament zusammen behandelte. Bei der Besprechung der Prophetie wurde es ihm frei-

lich zuerst schwer, den Gedankengängen seines Lehrers zu folgen, und nur allmählich begriff er das Verhältnis von „Weissagung und Erfüllung“ nach Hofmanns großzügiger Idee, welche die Erfüllung von Einzelvorhersagungen ganz beiseite schob. Im zweiten Semester bringt ihm „Die alttestamentliche Geschichte“ die historische Nachprüfung und das Kolleg über Matthäus eine exegetische Illustration. Im dritten Semester endlich die Einleitung in das N. T. die völlige „Vernichtung“ der Tübinger Kritik, der Römerbrief die Darstellung der paulinischen Heilslehre und endlich die Ethik die Anwendung der Hofmannschen Gesamtanschauungen auf die weltlichen und kirchlichen Erscheinungen der Gegenwart. Im allgemeinen bleibt von der Goltz in Erlangen ganz unter dem Bann des großen Lehrers — nur zuweilen wehrt sich sein nüchtern-ehrlicher Sinn gegen die Gewaltsamkeit der Exegese oder die rheinische kirchliche Auffassung gegen die „lutherische“ Auffassung des Kirchenbegriffs. In allen dogmatischen Fragen behält sich G. alles Urteil vor. Ausgesprochen ist nur seine Abneigung gegen jeden hochkirchlichen Amts- und Kirchenbegriff und gegen die hochmütig über andere absprechende Art des lutherischen Selbstbewußtseins. Fremd ist ihm auch in der Ethik Hofmanns die weltoffene Art, die nach seiner pietistisch beeinflussten Empfindung zwischen „Welt“ und „Christentum“ nicht scharf genug unterscheidet.

Was er sonst von theologischen Eindrücken in Erlangen in sich aufnimmt, kommt neben dem großen Einfluß Hofmanns kaum in Betracht. Fr. Delitzsch macht ihm keinen nachhaltigen Eindruck, obwohl er im zweiten Semester sehr eifrig und fleißig in der Auslegung des zweiten Jesajas mitarbeitet. Auch Delitzschs „Biblische Psychologie“ hörte er mit gewissem Interesse. Im letzten Semester macht er bei ihm exegetische Übungen mit zur Auslegung ausgewählter Psalmen. Man hat aber doch den Eindruck, daß sein fleißiges Privatstudium besonders in kursorischer Lektüre des Alten Testaments seiner Ausbildung mehr nützt als die Vorlesungen von Delitzsch.

Sehr starke Anregung boten ihm aber im ersten Semester die Vorlesungen von Ernst Luthardt, den er kurz vor dessen Wegberufung in Erlangen noch hörte. Er behandelte den Epheser- und Kolosserbrief. Zuerst ist G. ganz hingegenommen und begeistert von dieser Vorlesung. Im Laufe des Semesters freilich äußert er sich kritischer. Er schreibt am 3. Dezember 1853 an seine Eltern:

„Luthardt selbst sagt mir nicht mehr so ganz zu. Er ist, möchte ich sagen, zu geistreich; er hat immer neue und große Ideen, die er den Worten unterlegt und führt alles ganz auf das Allgemeine zurück. Dagegen geht er zu wenig auf die grammatische Erklärung ein oder vielmehr er läßt seine Auffassung nach meiner Meinung zu wenig von der grammatischen Bedeutung der Worte und Struktur der Sätze abhängen, sondern von den allgemeinen Gedanken, die er in dem Text findet. Auf jedem Fall ist er mir lieb, da er mich zu eigenem Denken anregt. Bei ihm kann ich nur einzelne Bemerkungen aufschreiben; meine Aufmerksamkeit habe ich immer fest auf den Text gerichtet und suche mich gleich von seiner Erklärung zu überzeugen. So trage ich nichts schwarz auf weiß nach Hause, kehre aber gewöhnlich mit vielen Gedanken heim, wo ich dann den Text noch einmal vornehme und durchdenke. Auf diese Weise entgeht mir allerdings manches Einzelne, aber ich denke, daß ich am besten so lerne, Exegese zu studieren.“

Merkwürdig stark tritt in seinem Studium die Kirchengeschichte zurück. Er hörte nur bei Herzog „Geschichte des apostolischen Zeitalters und des ersten christlichen Jahrhunderts“, und er klagt, daß sein schlechtes Gedächtnis ihm bei diesem Studium hinderlich sei. Von außertheologischen Kollegs hörte er mit großem Interesse bei Nägelsbach „Homerische Theologie“ und „Euripides“. Dagegen fesselte ihn die allgemeine Geschichte der Philosophie wenig. Die ihm hier von Heyder dargebotene Darstellung macht ihm die Grundbegriffe und deren Wert nicht klar.

Für Politik hat er gar kein Interesse, eine Zeitung liest er selten, und selbst die Ereignisse des Krimkriegs berühren ihn fast nur von dem Gesichtspunkt aus, ob auch er noch würde einberufen werden müssen, was er mit Gottergebung zu tragen bereit ist, wenn es sein muß. Von der inneren Politik sagt er nur soviel, daß er die Kreuzzeitungspartei nicht leiden kann. Alle diese „weltlichen“ Interessen berühren ihn damals sehr wenig.

Neben dem Studium lebt er nur der Verbindung und dem Goebelschen Familienkreise. Aber fortgesetzt arbeitet er an seinem „inneren Leben“. Sowohl die Briefe an die Eltern wie die an die Jugendfreundin lassen uns tiefe Blicke dahinein tun — auch sein Tagebuch aus den ersten Semestern ist noch erhalten. Irgendwelche intellektuellen Zweifel liegen ihm ganz fern. Er dankt seinem Gott, „daß wir in einer Zeit leben, wo dem empfänglichen offenen Geist der Jünglinge nicht gleich der Geist des Zweifels und des Unglaubens entgegentritt, sondern die lautere Wahrheit des Evangelii-

ums ausgestreut wird und, was der Einzelne in seinem Herzen schon erfahren haben kann, nun seinem Geist klar vor die Augen tritt und ihn mit Anbetung, Ehrfurcht und Liebe erfüllt“. Was ihn innerlich beschäftigte, das sind die Fragen des geistlichen innern Lebens, ob er nicht träge und lau sei, ob er nicht im Gebet nachlasse, ob er der Barmherzigkeit seines Heilands wert sei. Nicht daß er sich damit dauernd quält — er ist ja eigentlich immer heiter und guter Dinge —, aber in stillen Stunden, besonders vor den Abendmahlsfeiern macht er sich doch selbst Vorwürfe und faßt gute Vorsätze zur Besserung.

Daß sich in dieser Zeit noch alles bei ihm in Gärung befindet, ist nur natürlich. Er spricht das selbst sehr lebhaft in einem Brief an seine Freundin (vom 7. Oktober 1854) aus:

„Ich bin jetzt in einer Zeit, wo sich viel und vielerlei in mir regt und bewegt, aber alles noch in einem chaotischen Durcheinander gärt und es mir daher unmöglich ist, etwas Ordentliches von mir zu geben. Dieser Prozeß umfaßt mein geistiges und geistliches Leben, Lebensstellung, Wissenschaft und Religion. Möge ich nur den Geist wach und die Augen offen halten und vor allem nie vergessen, den um Beistand und Gnade zu bitten, der allein Kraft geben kann, durch alles hindurchzudringen und zu wachsen zu einem brauchbaren Werkzeug für Zeit und Ewigkeit.“

In einem andern Brief (8. Dezember 1854) spricht sich noch deutlicher das Nebeneinander von Haben und Werden aus:

„Leider bin ich so leer und tot und kann keinen rechten Aufschwung nehmen. Kraft und Freudigkeit zum Gebet fehlt mir sowie die rechte innige Liebe zum Herrn und das aufrichtige Streben, ihm allein zu dienen, und doch weiß ich so sicher wie nichts auf der Welt, daß kein Heil ist für dieses und jenes Leben als Christus Jesus, der gestorben ist um unserer Sünden willen und auferstanden, auf daß wir leben, daß alles andere jetzt nur dient zur dürftigen Ausfüllung der Leere und einst wie Spreu zerstiebt. Aber um so größer ist meine Schuld, daß ich das mir dargebotene Heil von mir stoße aus Trägheit und Leichtsinn und nicht bedenke „Gott läßt sich nicht spotten“. Mein Herz verlangt sehnsüchtig nach Seligkeit und Frieden und kennt den Brunnen, aus dem ewiges Leben fließt, und doch begnügt es sich immer wieder mit den Blumen, die auf den Wiesen neben dem Brunnen blühen, aber morgen welk sind und den durstigen Wanderer irre und endlich von dem Lebensbrunnen ganz abführen. Soweit bin ich nicht, obwohl ich es längst verdient hätte, und ich habe auch im tiefsten Winkel meines Herzens ein Gefühl fester Zuversicht, daß der Herr mir die Sonne seiner Gnade wieder wird scheinen lassen; aber daneben auch eine verborgene Ahnung, daß Trübsal mich schmelzen wird und läutern. O hilf

mir, liebe Anna, den Herrn bitten, daß er mir Kraft von der Höhe schenke, mich aufzuraffen aus der Selbstheit und mich an seine Liebe zu klammern und nimmer davon zu weichen. Der Herr thut schon alles an mir, oft weckt, mahnt, ruft er mich, aber er kann nichts thun, wenn ich nicht zugreife, seinen Worten nicht folge. Kannst Du mit rechter Zuversicht sagen: Ich achte alles für Schaden und Dreck, auf daß ich Christum gewinne? Ich weiß es gewiß, daß es wahr ist, mein Verstand hält alles gegen Christus für Schaden und Dreck, aber mein Herz sagt nicht Amen, sonst müßte es anders mit mir sein, mein Wille folgt dem nicht, was er billigt und für gut hält, und das ist nicht etwa so, daß noch viele einzelne Sünden mir ankleben, — das ist wohl bei allen, auch den Frömmsten der Fall — nein, mein Ich gehört noch nicht Christo an, sondern dieser Welt, er ist noch nicht mein Ein und Alles, um den sich mein ganzes Leben dreht. Daher kann ich auch nicht die Freudigkeit haben, daß er mir meine Sünden vergeben hat, obwohl ich weiß, daß ich nur sein Verdienst, das er ein für alle mal genug gethan hat, mir anzueignen brauche, um des Gnadenbesitzes gewiß zu werden. O, bete inbrünstig für mich, ich halte sehr hoch von der Fürbitte der Christen untereinander, sie ist eine unsichtbare aber wirksame Kraft.“

Man könnte aus solchen Briefstellen fast die Vorstellung bekommen, als quälte sich dieser Student mit schweren Anfechtungen. Der Gesamteindruck der Briefe ist aber ein anderer. Irgend etwas Enges oder Grüblerisches fehlt vollkommen. Aber freilich ist seine innere Grundstimmung eine tief-ernste, und jeder Brief seiner Eltern bestärkt ihn in diesem Heiligungsstreben. Im Frühjahr 1854 trifft er seine Eltern auf einer Ferienreise im Stift Heiligengrabe in der Priegnitz, wo seine Großmutter mit ihrer Schwester lebt. Dort feierten seine Eltern die silberne Hochzeit, und er sowohl wie seine Brüder stehen noch lange unter dem Eindruck dieses schönen Familienfestes und den dort für das christliche Leben empfangenen innern Eindrücken.

Die langen Ferien bringt G. in der Koblenzer Heimat zu. Von dort aus besucht er den Frankfurter Kirchentag, wo er Wichern, Bethmann-Hollweg, Blumhardt, Krummacher und Hundeshagen sprechen hört. Letzterer hat ihm neben Wichern den nachhaltigsten Eindruck gemacht. Er leitete eine Spezialkonferenz über „Die Innere Mission auf der Universität“, und seine Schriften hat G. sein ganzes Leben lang besonders hochgeschätzt. Nach diesen Eindrücken empfand er in Erlangen die wegwerfende Kritik der dortigen konfessionellen Kreise, die am Kirchentage geübt wurde, besonders verletzend. Er fing jetzt an, sich des Unterschieds bewußt zu werden zwischen

dem Erlanger und dem rheinischen Geist. So schreibt er in einem der letzten Erlanger Briefe an seine Eltern:

„In den Gesprächn hier treten natürlich die kirchlichen Fragen sehr in den Vordergrund, und in der Beziehung hat das lutherische Erlangen auf mich den Einfluß geübt, daß ich auf dem Wege bin, ganz radikal zu werden, wenn mich nicht andere Einflüsse umstimmen. . . . Je mehr ich die Theologie kennen lerne, kommen mir die kirchlichen Differenzen unter den evangelischen Konfessionen für ganz unwesentlich für das innere christliche Leben, für die Frömmigkeit vor und in der Schrift kann ich keine Berechtigung finden, von den einfachen wesentlichen Heilsthatsachen abzugehen und Entwicklungen der christlichen Lehre bis in die feinsten dogmatischen Spitzen, über die weder die heilige Schrift ausdrücklich noch der heilige Geist durch Schrift und innere Erforschung Gewißheit geben, für kirchentrennende Momente auszugeben. Doch hat auch geschichtlich gewordenes Kirchentum als solches temporäre Berechtigung und ich glaube, daß der Vorwurf der Lutheraner, die preußische Union habe vorschnell mit der Geschichte gebrochen und unreife zum Theil aus falschem Boden hervorgehende Ideen zur That gemacht, eine Berechtigung hat.“

Auch gegenüber dem verehrten Meister wird er kritischer und selbständiger. Nach Durcharbeitung von Hofmanns „Weissagung und Erfüllung“ schreibt G. am 8. Februar 1855 an seine Eltern:

„Dies Werk eröffnet mir erst recht das Verständniß Hofmanns. Ihn fange ich jetzt erst überhaupt an zu verstehen, und leider verliert er da für mich im Einzelnen bedeutend an der imponierenden Gewalt, mit der er mich anfangs ganz hinriß. Im Hintergrund steht ganz bedeutend Schleiermacher, und seine Exegese macht vielfach den Eindruck, daß er mit großer Fertigkeit versteht, der Schrift zu entnehmen, was er gerade will und ihm paßt. Dagegen hat er mich für seine gesammte geschichtliche Behandlung der Schrift- wie systematischen Lehre und die ganze Auffassung der Eigentümlichkeit des Gangs und des Ziels der Heilsgeschichte für immer gewonnen.“

Sein Vater wünschte auch, daß er nach diesen drei Erlanger Semestern zur Erweiterung seines Horizonts die Universität wechsle. Lange schwankte er zwischen Halle und Berlin, bis der Wunsch des Vaters, der ihn unter den Einfluß von K. J. Nitzsch bringen wollte, für Berlin den Ausschlag gab. Als es ans Scheiden ging, empfand er noch einmal mit Dankbarkeit alles Große, was ihm Erlangen, besonders Hofmann gegeben hatte, und noch lange Zeit verließ ihn nicht das Heimweh nach dieser ersten Nährstätte seines reichen, geistigen Lebens.

(Fortsetzung folgt.)